

KORBINIAN BIRNBACHER

Weites
Leben,
weites
Herz

Gut leben
nach dem Bauplan des
heiligen Benedikt



TYROLIA

Korbinian Birnbacher
Weites Leben, weites Herz



Korbinian Birnbacher

Weites Leben, weites Herz

Gut leben nach dem Bauplan
des heiligen Benedikt

In Zusammenarbeit mit
Josef Bruckmoser
und
mit einem Vorwort von
Christoph Kardinal Schönborn

Tyrolia-Verlag • Innsbruck-Wien



Nachhaltige Produktion ist uns ein Anliegen; wir möchten die Belastung unserer Mitwelt so gering wie möglich halten. Über unsere Druckereien garantieren wir ein hohes Maß an Umweltverträglichkeit: Wir lassen ausschließlich auf FSC®-Papieren aus verantwortungsvollen Quellen drucken und verwenden Farben auf Pflanzenölbasis. Wir produzieren in Österreich und im nahen europäischen Ausland, auf Produktionen in Fernost verzichten wir ganz.

Mitglied der Verlagsgruppe „engagement“

© 2024 Verlagsanstalt Tyrolia, Innsbruck

Umschlag, Layout und digitale Gestaltung: Tyrolia-Verlag, Innsbruck

Coverbild: © Günter Standl

Druck und Bindung: FINIDR, Tschechien

ISBN 978-3-7022-4188-9

E-Mail: buchverlag@tyrolia.at

Internet: www.tyrolia-verlag.at

INHALT

Vorwort von Christoph Kardinal Schönborn	7
 I. MIT BENEDIKT IM KLOSTER LEBEN	11
Mönch aus Berufung, „Architekt“ aus Leidenschaft	12
Das Kloster ist mir passiert	23
Hören, gehorchen und ankommen	30
Führen, sorgen und nicht kränken	56
 II. MIT BENEDIKT MEHR MENSCH WERDEN	81
Das rechte Maß, die Mutter aller Tugenden	82
Jeder Mensch darf neu beginnen	89
Ein Kanon für das gute Leben	92
Weite des Lebens, Weite des Herzens	106
 III. MIT BENEDIKT DIE KIRCHE ERNEUERN	111
Demokratisch, aristokratisch, hierarchisch	112
Am Anfang war die synodale Kirche	115
Den brennenden Fragen nicht ausweichen	119
Was wir aus dem Scheitern lernen müssen	126
 IV. MIT BENEDIKT DIE WELT VERÄNDERN	135
Benediktinische Weisheit für das 21. Jahrhundert	136
Wie die Mönchskultur Salzburg prägte	149
Benedikt, der Patron Europas	157
Sieben Lebensregeln für den Alltag	162
 Dank	169
Literaturverzeichnis	171

VORWORT

In Österreich gibt es neun Diözesen (und ein Militärordinariat), zwei davon sind Erzdiozesen: Wien und Salzburg. Wien ist freilich erst halb so alt wie Salzburg, denn Salzburg wurde zu Beginn des 8. Jahrhunderts vom heiligen Rupert gegründet, Wien erst im 15. Jahrhundert. Österreich ist reich an Klöstern, weshalb man gerne von „Klösterreich“ spricht. Doch gibt es nur ein Kloster, das sich als Erzabtei bezeichnen darf: das Stift St. Peter, das älteste durchgehend besiedelte Kloster nördlich der Alpen. Gegründet wurde es vom heiligen Rupert, wie die Erzdiozese Salzburg. Deshalb gehören beide bis heute untrennbar zusammen. Es gibt viele Äbte in Österreich, nur einer darf den Titel Erzabt tragen, der Abt von St. Peter, wenn auch dieser Titel bei weitem nicht so alt ist wie das Erzstift und die Erzdiozese.

Manche mögen den Kopf schütteln ob all der Titulaturen und kirchlichen Organisationsformen. Sie sind Teil einer langen Geschichte, aber sicher nicht das Wichtigste und Wesentliche an ihr. Um Geschichte und Gegenwart geht es im vorliegenden Buch von Korbinian Birnbacher, dem Erzabt des Erzstifts St. Peter. Es ist eine Art Autobiographie, die in Betrachtungen zur Benediktsregel hinein verwoben ist. Die Spannweite seines Lebens wird anschaulich, von der Kindheit und Jugend im bayrischen Heimatdorf bis zu den Leitungsaufgaben im Kloster, im Orden und in der Gesellschaft.

Mich hat an seinen Betrachtungen zur Regel des heiligen Benedikt am meisten fasziniert, wie sehr diese grundlegende Schrift des abendländischen Mönchtums wirklich ein „Bauplan“ zum guten, gelingenden Leben ist. Es ist wohl kein Zufall, dass es Einkehrtage, Besinnungswochenenden für Manager gibt, die einfach die Bene-

diktsregel als Grundlage nehmen. Erzabt Korbinian verbindet in seinen Betrachtungen Zitate aus der Regel mit den nüchtern und ehrlich geschilderten Erfahrungen seiner Klostersgemeinschaft und mit den praktischen Anwendungen im Alltag für jedermann (dieses Wort muss man in Salzburg nicht gendern!).

Erneuerung der Gesellschaft, Erneuerung der Kirche, beides im Licht der Weisheit der Benediktsregel, darum geht es dem Autor. Die Kirche befindet sich zurzeit mitten in einem Prozess, der unter dem Stichwort „Synodalität“ steht. Kein Zweifel, sie kann dabei viel von der monastischen Tradition lernen, von ihren Leitungs- und Gemeinschaftsformen, vor allem aber von der Ausgewogenheit in allen Lebensfragen. Ein Kernanliegen der Benediktsregel trifft sich mit dem derzeitigen synodalen Prozess: die rechte Unterscheidung als Voraussetzung für das richtige Entscheiden. In unserem Nachbarland Deutschland führt der dort begonnene „Synodale Weg“ zu erheblichen Spannungen mit anderen Teilen der Kirche und mit Rom. Papst Franziskus mahnt immer wieder „die Unterscheidung der Geister“ an, das heißt die gemeinsame Frage nach dem Willen Gottes, nach dem Weg, den er uns zeigt. Die Plausibilität der gesellschaftlichen Entwicklungen kann nicht das allein maßgebende Kriterium sein, um den rechten Weg der Unterscheidung zu gehen. Gerade hier kann die Benediktsregel mit ihren Weisungen zur Klugheit, Ausgewogenheit und Gemeinsamkeit helfen, Engführungen zu vermeiden. Ich glaube, die Synode im Oktober 2023 ist in Rom diesen Weg gegangen, ohne Scheuklappen, aber auch ohne Überstürzung. Die berühmten „Heißen Eisen“, die bei uns diskutiert und oft als die einzigen Heilmittel angepriesen werden, bedürfen des weiteren Blicks auf die Weltkirche und der kritischen Gegenlektüre. Gerade der heilige Benedikt steht für diese Ausgewogenheit, die nichts zu tun hat mit mangelndem Mut, im Gegenteil!

Da ich mit Erzabt Korbinian gemeinsam in der „Gemischten Kommission Bischöfe – Orden“ sitze, möchte ich dieses Vorwort nicht beenden, ohne ein Wort zu dem zu sagen, was ich die „systemische Spannung“ zwischen Diözesen und Orden, Pfarren und Klöstern zu nennen pflege. Da wir oft miteinander darüber gesprochen haben, soll dies auch ein Zeichen unserer Verbundenheit sein. Ich bin beides, Ordensmann und Diözesanbischof, Dominikaner (seit 60 Jahren, da ich mit 18 ins Kloster ging) und Vorsteher der Erzdiözese Wien. Es liegt „in der Natur der Sache“, dass Diözesen und Orden verschieden „funktionieren“, meist harmonisch, aber immer mit einer gewissen Grundspannung, die nicht mit persönlichen Differenzen zu tun hat, sondern eben „systemisch“ ist.

Das Thema ist nicht neu. Mit dem Aufkommen der Bettelorden im 13. Jahrhundert hat sich diese Spannung verschärft, was zu heftigen Konflikten in der Theologie, im Kirchenrecht und in der Pastoral führte. Das blieb auch so mit den neuen Orden des 16. Jahrhunderts und auch mit den großen Seelsorgsorden des 19. Jahrhunderts. Sie alle haben die päpstliche Exemption, unterstehen also nicht dem Bischof, es sei denn in der Pfarrpastoral. Genau da aber zeigen sich die „systemischen Spannungen“. Ein Beispiel: Bisher waren fast 45 Prozent der Pfarren der Erzdiözese Wien in Betreuung durch die Orden, sei es als inkorporierte Stiftspfarrten, sei es als den Orden anvertraute Pfarren. Solange wir alle genügend Priester- und Ordensnachwuchs hatten, verlief das Miteinander relativ harmonisch. Die Zeiten haben sich geändert. Die Orden spüren die Not, die Diözesen ebenso. Beide müssen wir in dieser Situation noch mehr die Gemeinsamkeit suchen. Doch wie? Gerade als Bischof ist es mir wichtig, dass die Orden ihr gemeinsames Gebets- und Ordensleben nicht vernachlässigen. Denn nur lebendiges Ordensleben ist für junge

Menschen anziehend. Doch hoffe ich zugleich als Bischof, dass die Orden ihre Pfarren betreuen. Das brauchen die Pfarren, aber auch die Klöster mit ihrer oft Jahrhunderte alten Verbundenheit mit ihren Pfarren. Innenleben und Außendienst der Orden ist deren große Herausforderung. Als Bischof soll ich beides fördern, doch soll keines dabei zu kurz kommen. Genau dieselbe Herausforderung erleben die Ordensgemeinschaften. Beide, Bischöfe und Orden, müssen mit diesen Spannungen leben. Sie fordern uns heraus zu ehrlicher brüderlicher Gemeinschaft. Beiden ist uns die gegenseitige Förderung aufgetragen. Gemeinsam soll uns auch die Wertschätzung und die geschwisterliche Verbundenheit mit den Frauenorden sein. Exemplarisch ist das in Salzburg sichtbar durch das älteste Frauenkloster des deutschen Sprachraums, das Stift Nonnberg, ebenfalls vom heiligen Rupert gegründet. Bis heute sind alle drei Stiftungen des heiligen Rupert eng miteinander verbunden, kirchlich, sozial und geschwisterlich. Es ist vielleicht ein Geheimnis, das ich hier über meinen Mitbruder, Ordensmann wie ich, den Erzbischof Dr. Franz Lackner, verrate: Seine tägliche frühmorgendliche Ertüchtigung führt ihn vom Kapitelplatz zum Kloster St. Peter und zum Nonnberg. So lebt er täglich die Verbundenheit der drei Stiftungen des heiligen Rupert.

Möge der heilige Rupert samt dem heiligen Virgil allen dreien Segen, Gedeihen und gutes Wirken erbitten!

+Christoph Kardinal Schönborn

I.
MIT BENEDIKT
IM KLOSTER
LEBEN

.....

MÖNCH AUS BERUFUNG, „ARCHITEKT“ AUS LEIDENSCHAFT

Sieht, in seiner Güte
zeigt uns der Herr den Weg des Lebens.

Regula Benedicti Prol 20



Hätte ich mich nicht für das Kloster entschieden, wäre ich wohl Architekt geworden. Ich habe eine gute räumliche Vorstellungskraft, aber ich bin überzeugt, dass ich an der Geometrie oder an der Mathematik gescheitert wäre. Oder ich wäre am Ende in irgendeinem Architektenbüro gelandet, wo ich Wintergärten und Garagen gezeichnet hätte – nicht die großen Museumsbauten oder gar einen Kirchenbau ...

Durch eine außerordentliche Gunst des Schicksals bin ich Abt geworden und damit zwangsläufig auch Bauherr. Dadurch habe ich viel mehr Möglichkeiten, etwas zu gestalten, als ich es in einem kleinen Architektenbüro je gehabt hätte. Die Phase, in der mir das Kunstressort im Kloster anvertraut wurde, fiel in eine glückliche Periode, in der viel umgesetzt werden konnte. Ich habe eine günstige Epoche erwischt, weil man nach dem Zweiten Weltkrieg jahrzehntelang nicht an große Bauten, Sanierungen oder Veränderungen denken konnte.

Allein die Neugestaltung der Bibliothek war eine spannende Herausforderung. Da brauchte es die intelligente technische Umsetzung, um die riesige Anzahl von gut 200.000 Büchern zu verwalten. Es galt, im Kontext der historischen Bauvorgabe eine zeitgemäße Formensprache für eine Bibliothek zu finden, die den wertvollen historischen Bestand nicht erdrückte.

Noch komplexer war die Neugestaltung des Altarraumes in der Stiftskirche. Diese ist nach allgemeiner Einschätzung sehr gut gelungen – vielleicht gerade deshalb, weil man im äußeren Erscheinungsbild des neuen Altarraumes kaum erkennen kann, wie viel tatsächlich umgestaltet wurde. Die benediktinische Quartalschrift aus Beuron heißt „Erbe und Auftrag“. So sehe ich das: Ich muss das Erbe des Klosters annehmen, aber ich muss es auch weiterentwickeln ... Erbe und Auftrag! Ich darf keine museale Käseglocke darüberstülpen, sonst wird es tot. Im neuen Altarraum hat die ganze Gemeinschaft der Mitbrüder Platz. Wir bilden einen Kreis, und jeder weiß, wo er sich hinstellen muss. Jeder kennt die Ordnung und seinen Platz.

Ich bin ein Beute-Bayer

Mein Geburtsort Anger liegt im Rupertiwinkel, jenem Teil von Bayern, der erst 1816 – nach dem Wiener Kongress – von Salzburg abgetrennt und Bayern zugeschlagen wurde. Wir wurden daher von den „richtigen“ Bayern westlich etwa von Teisendorf als „halbe Österreicher“ bezeichnet: „Ihr seid nicht richtig bayerisch.“ Tatsächlich war der Unterschied allein in der Sprache erheblich. Wir sprachen nicht das breite chiemgauerische oder oberlandlerische Bayerisch, sondern wir hatten auch Ausdrücke, die es nur in Salzburg gab. Meine Mutter, Jahrgang 1928, kannte ganz alte Ausdrücke, die es im Bayerischen nicht gab, die ich aber interessanterweise später wieder in Grödig oder in Abteinau gehört habe oder von Pater Jakob, einem Mitbruder, der aus einer eingessenen Familie in Elsbethen stammt. Zum Beispiel *Schuikalier* statt Schulranzen oder phonetische Diphthonge wie zum Beispiel *Kyriedog* für Kirtag.

1821 kam Anger zum Erzbistum München. Damit rückte der Bischof, der in der Salzburger Zeit des Rupertiwinkels ganz nahe gewesen war, plötzlich sehr weit weg. Die Pfarren an den Rändern der neuen Erzdiözese München und Freising, wie beispielsweise Anger plötzlich eine war, wurden vergessen. Deshalb war und ist es für die Menschen meiner Heimat so bedeutsam, dass einer von ihnen Abt von St. Peter ist. Das ist mir erst so richtig bewusst geworden, seit ich selber in St. Peter eingetreten bin. Aber für mich als Angerer war Salzburg schon in meiner Kindheit und Jugend ein Stück Heimat, ein Sehnsuchtsort, eine elegante, großzügige Stadt. Ich bin als Schüler mit dem Fahrrad von Anger nach St. Peter gefahren, ich war historisch und kunsthistorisch interessiert, und die Gebäude haben mich sehr beeindruckt.

Mit sechzehneinhalb Jahren fuhr ich mehrmals mit dem Fahrrad nach Salzburg, um die Landesausstellung „St. Peter in Salzburg – Schätze europäischer Kunst und Kultur“ anzusehen. Insgesamt habe ich diese Ausstellung sechsmal besichtigt. Meine Eltern und Geschwister vermuteten, ich hätte eine Freundin in Salzburg. Ja, ich hatte tatsächlich eine Freundin, aber die war 1300 Jahre alt. Mich hat der Mikrokosmos dieses eindrucksvollen Klosters fasziniert. Die geistige Weite: Naturwissenschaften, Mineralien, kunsthistorische Schätze, die Bibliothek.

Heimat ist nicht unbedingt ein Territorium. Es ist mehr eine Haltung, ein Gefühl. Mir geht es um die Menschen, mit denen ich gern beisammen – *beinand* – bin. Als Benediktiner sind für mich Orte von großer Bedeutung, an denen ich mich wohl fühle. Mein Freund, der Fernsehmoderator und Regisseur Bertl Göttl, hat nach meiner Abtsweihe eine TV-Sendung mit mir gemacht, in der wir von meiner Heimat Anger mit dem Fahrrad nach St. Peter gefahren sind. Er wollte unbedingt diese Geschichte erzählen, den Weg von Anger nach St. Peter – ein Weg, der historische

Zusammenhänge und meinen persönlichen Hintergrund abbildet.

„Dann wirst du Erzabt in St. Peter“

Mein erster direkter Kontakt mit einer größeren kirchlichen Einrichtung war das Studienseminar St. Michael in Traunstein. Dort wurde ich bis zu meinem Abitur im Jahr 1987 von Weltpriestern erzogen. Sehr offen. Es gab auch keinen Druck, Priester werden zu müssen. Aber selbstverständlich wollten die Verantwortlichen eine Atmosphäre schaffen, die den Priesterberuf nicht von vornherein ablehnte. Wir wurden bei Exerzitien in erster Linie von Franziskaner-Minoriten und vereinzelt auch von Jesuiten begleitet. Das waren fantastische Leute. Im Unterschied zu anderen Seminarien erlebten wir in Traunstein eine vergleichsweise freie Erziehung.

Als wir einmal das erzbischöfliche Borromäum in Salzburg besuchten, schossen uns die Schüler dort beim Fußball in Grund und Boden und waren uns auch musikalisch weit überlegen. Aber das Haus und die Erziehung machten einen wesentlich älteren und strengeren Eindruck, als wir es gewohnt waren. Ich war entsetzt über die riesigen Schlafsäle, die es im Borromäum Anfang der 1980er Jahre immer noch gab. Wir in Traunstein hingegen hatten ab der elften Klasse Einzelzimmer. Auch besuchten wir selbstverständlich einen Tanzkurs, um den uns die Borromäisten beneideten.

Nach den damals 13 Schuljahren absolvierte ich 1987 im Alter von 20 Jahren das Abitur. Da kam beruflich vieles auf den Schirm. Vor allem die Möglichkeit eines Architekturstudiums. Ich dachte ganz rational: „Wenn ich in St. Peter eintrete und da-

von ausgehen muss, dass ich vielleicht nicht bleibe, dann bin ich 22 oder 23 Jahre alt. Danach müsste ich 18 Monate Militär- oder Zivildienst nachholen, von dem ich ja als Priesterseminarist oder Ordensmann befreit war. Dann wäre ich schon 24 oder 25 Jahre alt und könnte erst sehr spät mit dem Architekturstudium anfangen. Dann wäre ich viel zu alt.“

Auch die Nähe zum Kloster St. Bonifaz in München spielte eine Rolle. Den dortigen Abt Odilo Lechner durfte ich 1983 in München beim Katholikentag kennenlernen. Er war eine große Inspiration für mich und ich hatte ihm damals schon sehr viel zu verdanken. Als ich mich für ein klösterliches Leben entschieden hatte, fragte ich mich, welches Kloster das meine sein würde. Ich überlegte, ob ich in St. Bonifaz eintreten sollte, aber es war klar, dass ich nur wegen des Abtes dorthin gehen würde. Abt Odilo, der als Universitätsassistent auch enge Beziehungen zu Salzburg hatte, sagte mir: „Ich hätte mir gedacht, du könntest einmal mein Nachfolger werden. Ich bin aber auch glücklich, wenn du nach St. Peter gehst. Dann wirst du eben dort Erzabt.“

Natürlich habe ich nicht geglaubt, dass es dazu kommen würde, als ich 1987 in St. Peter eintrat. Ich sagte mir: „Das mache ich jetzt, ich will jetzt genau wissen, ob ein Kloster mein Weg ist.“ Mein Vater, der nicht besonders fromm war und im Krieg vieles mitgemacht hatte, meinte: „Mein Weg wäre es nicht, aber wenn das dein Weg ist, dann musst du diesen Weg gehen.“ Meine Mutter, die sehr aktiv im Kirchenchor war und jeden Donnerstag den Priesterrosenkranz betete, sagte: „Bub, wirf, dein Leben nicht weg. Wenn du ein Weltpriester würdest, dann hättest du wenigstens etwas Geld für dich.“

Feuertaufe in der Seelsorge an der KHG

Meine seelsorgliche Feuertaufe in Salzburg hatte ich in der Katholischen Hochschulgemeinde (KHG) zu bestehen. Zwei Tage vor der Eröffnung der Salzburger Hochschulwochen 1999 kam Erzbischof Georg Eder völlig überraschend mit einem dringenden Anliegen nach St. Peter. Er kniete vor Erzabt Edmund Wagenhofer nieder und sagte: „Bitte, hilf mir, ich brauche einen Hochschulpfarrer. Ich habe lange gesucht und niemanden gefunden.“ Der Erzabt fragte: „Wer soll das sein?“ Der Erzbischof antwortete: „Pater Michael Köck.“

Pater Michael, mein Konnovize, war damals ein betont konservativer, aber sehr gebildeter Mitbruder. Er kannte die Situation nur zu gut, um zu wissen, dass die Position des Hochschulpfarrers ein Schleudersitz war, völlig abhängig vom momentanen emotionalen Zustand des Erzbischofs – und lehnte ab. So blieb nur noch ich übrig. Meine Qualifikation dafür war, dass ich zufällig in Rom studiert hatte. Das war für einen Oberhirten wie Erzbischof Eder durchaus ein Kriterium, ohne dass er mich weiter gekannt hätte. Ich kam in meinen Jahren als Hochschulpfarrer von 1999 bis 2004 sehr gut mit ihm zurecht. Georg Eder war in seinen letzten Jahren als Bischof immer für Überraschungen gut. Das waren auch die Jahre, in denen sein sehr ambitionierter Weihbischof Andreas Laun einen großen Einfluss in der Erzdiözese hatte. Er war in Salzburg die Speerspitze der „konservativen Wende“, die damals die gesamte katholische Kirche in Österreich vor schier unlösbare Konflikte stellte.

Franz Padinger, der Peter Hofer als Hochschulpfarrer nachgefolgt war, führte mich in das sehr basisdemokratische Leben der Katholischen Hochschulgemeinde (KHG) und der Katholischen Hochschuljugend (KHJ) ein. Der Grazer Hochschuleseelsorger

Heinrich Schnuderl, der österreichweit einen sehr guten Ruf hatte und als sehr aufgeschlossen galt, gab ein Gutachten zur neuen Heimordnung der KHG Salzburg ab. Er meinte lapidar: „Ich würde mir diese demokratischen Spielchen nicht antun.“ Erzbischof Eder lehnte zwei Dinge ab: den Arbeitskreis Kirche und Sozialismus (AKS) sowie den Arbeitskreis Homosexuelle und Glaube (HUG). Da wusste ich: Da kann ich nicht die Form eines großen öffentlichen Arbeitskreises wählen, sondern die Treffen müssen sehr diskret im Büro des Hochschulpfarrers stattfinden. Franz Padinger baute mir eine seelsorgliche Brücke, indem er sagte: „Es sind einfach nur Menschen, die gläubige Christen sein wollen, aber mit ihrer geschlechtlichen Orientierung dem derzeitigen katholischen Moralkodex widersprechen.“ Nur ein Mitglied des Arbeitskreises HUG war aus der Erzdiözese Salzburg, alle anderen kamen aus Bayern und Oberösterreich.

Die Jahre an der KHG waren für mich die schönsten, glücklichsten und freiesten. Ich bin sehr dankbar, dass ich so vieles lernen durfte, was in der strengen Ordnung eines Klosters sonst so nicht möglich gewesen wäre: echte Konfliktkultur und konstruktive Zusammenarbeit. Dafür bin ich vor allem meinen damaligen Mitarbeiterinnen und Mitarbeitern und allen Studierenden von Herzen dankbar. Einige Kontakte aus dieser Zeit sind bis heute tragfähig.

Georg Eder hatte durchaus einen seelsorglichen Eros, er war ein aufrichtiger und integrierender Mensch. In einem der letzten Treffen fiel ihm der Arbeitskreis HUG auf und er fragte, was das denn sei. Ich sagte: „Das ist der Arbeitskreis Homosexuelle und Glaube. Aber da ist niemand aus deiner Diözese dabei. Es sind gläubige und wirklich suchende Menschen. Hier geht es weder um eine gleichgeschlechtliche Partnerbörse noch darum, politische Positionen durchzusetzen.“ Darauf meinte der Erzbischof:

„Da hast du Recht, es gehört zur Seelsorge, dass ihr euch in der KHG um diese Menschen kümmert.“ Am Ende gab er mir dann doch noch den Rat, einmal Weihbischof Laun einzuladen, der moraltheologisch ein Experte in solchen Fragen sei. Ich erwiderte, dass das wohl nicht hilfreich wäre und nur zu einer Konfrontation ohne gegenseitiges Verständnis führen würde. Auch da sagte der Erzbischof: „Ja, das kann man so sehen.“

Zufluchtsorte und Zufluchtsmenschen

Seit der Zeit als Hochschulpfarrer betreibe ich übrigens auch Sport in einem Fitnessstudio. Das lässt sich zeitlich am ehesten einrichten und es war meinem Freundeskreis ein Anliegen, mich dorthin zu bringen. Für mich ist es praktisch, dass ich dort auch am Abend trainieren kann. Auf dem Stepper hat man einen ähnlichen Bewegungsablauf wie bei einer Skitour. In jüngeren Jahren habe ich damit eine gute Kondition erworben. Ich war früher viel auf den Bergen unterwegs, aber ich habe mir dabei vermutlich die Knie ruiniert. Daher trainiere ich im Studio auf dem Stepper maximal eineinhalb Stunden. Danach kann ich noch ein wenig schwimmen. Rad fahre ich noch ein wenig, früher habe ich viele Spaziergänge gemacht. Seit ich Abt bin, komme ich freilich viel zu wenig zum Sporteln.

Ein geistiger Zufluchtsort ist für mich der Freundeskreis, den wir „internationaler Pastoralkontakt“ nennen. Dem gehören der Salzburger Domkapitular Egon Katinsky, mein letzter Direktor im Studienseminar Traunstein, Werner Eichinger, sowie Sr. Therese Auer und Sr. Barbara Grundschober an. Wir treffen uns zweimal im Jahr. Es ist jedes Mal ein sehr wertvoller Austausch, auch wenn es mit dem Alter etwas komplizierter geworden ist

und ich auch sehr viel beschäftigt bin. Meist machen wir in der Fünfergruppe eine kleine Wanderung.

Als Abt führe ich viele Außenbeziehungen offizieller Natur. Daher sind ein paar sehr gute persönliche Freunde sehr wichtig. Die kann ich an einer Hand abzählen. Mit denen fahre ich auch gemeinsam in Urlaub. Sie haben den Mut und die Größe, mir Dinge zu sagen, die mir sonst niemand sagt. Da spüre ich mich selbst. Dafür bin ich sehr dankbar.

Sehr viel bedeuten mir auch die Treffen mit meinen Geschwistern. Seit 15 Jahren kommen wir ein bis zwei Mal im Jahr zusammen – nur wir vier ohne die Ehepartner oder Kinder meiner Geschwister. Zu viert passen wir in ein Auto. Als wir die Ehepartner einmal dazu einladen wollten, meinten die, nein, sie wären froh, wenn sie einmal für sich sein könnten. Ich bin sehr stolz auf meine Geschwister und ihre Lebensbilanz. Sie mussten sich vieles erarbeiten. Bei mir ergab sich dagegen vieles wie von selbst.

Einer der beiden Nachfolger des hl. Rupert

Neben dem Erzbischof ist der Erzabt von St. Peter einer der beiden Nachfolger des hl. Rupert, vermutlich sogar der mit mehr Kontinuität. Der hl. Rupert kam 696 in *Iuvavum*, der ehemaligen Garnisonsstadt der Römer, an und nannte sie als Erster „Salzburg“. Er war auch der Erste, der das Evangelium nach Salzburg brachte und eine Struktur aufbaute, die es heute noch gibt. Die Stiftskirche St. Peter wurde in ihren Ursprüngen – zwei Drittel des Langhauses stehen noch! – zu Lebzeiten des hl. Rupert errichtet und war bis ins Jahr 774 die erste Kathedrale von Salzburg.

Viele Salzburgerinnen und Salzburger sehen im Erzabt den zweitwichtigsten Repräsentanten der katholischen Kirche in

Salzburg. Eine kleine äußere Auffälligkeit, die Bischof und Abt unterscheidet, ist die Farbe des *Pileolus* (lat. Käppchen). Äbte tragen einen *Pileolus* in der Farbe ihrer Ordenskleidung, also im Fall der Benediktiner schwarz. Der *Pileolus* eines Bischofs ist violett, ausgenommen jener des Erzbischofs von Salzburg, der als *Primas Germaniae* ein Purpurkäppchen wie ein Kardinal trägt. Erzbistum und Erzabtei, Erzbischof und Erzabt stehen in einer gesunden Unterschiedenheit gut zueinander. Als Mönche verhalten wir uns dem Bischof gegenüber kooperativ und loyal. Wir haben aber auch eine gewisse Eigenständigkeit und sind nicht abhängig voneinander. Es ist eine fruchtbare Beziehung auf Augenhöhe.

Eine meiner wichtigsten Aufgaben in der diözesanen Seelsorge sind Firmungen. Da übernimmt der Erzabt faktisch die Rolle eines Weihbischofs. Das ist eine sehr schöne Aufgabe, jungen Menschen das Sakrament des Heiligen Geistes bzw. des Erwachsenwerdens zu spenden. Als ich 2013 zum Abt benediziert wurde, war Erzbischof Alois Kothgasser schon 75 Jahre alt und wartete auf die Annahme seines Rücktrittsgesuches durch Papst Franziskus, der erst seit kurzem im Amt war. Er hatte keine Termine für Visitationen und Firmungen mehr angenommen. So nahm ich 2013, in meinem ersten Jahr als Firmspender, bereits 25 Firmtermine wahr. Heute sind es ca. 15 Termine pro Jahr. Die Intensität der Vorbereitung ist aber gestiegen, u. a. durch persönliche Begegnungen mit den Firmlingen, deren Eltern und den Patinnen und Paten.

Die „andere“ Art der Nachfolge des hl. Rupert – das Standing des Erzabtes von St. Peter in der Salzburger Öffentlichkeit – hängt auch stark mit zwei Faktoren zusammen, die mit einem so alten Kloster verbunden sind: Kultur und Wirtschaft. St. Peter erfährt einen gewissen Respekt als Kulturträger, aber auch

als Wirtschaftsbetrieb, der über die Jahrhunderte für eine stabile Lebensgrundlage der Ordensgemeinschaft gesorgt hat und immer noch dafür sorgt. Bei der größten Salzburger Kulturinstitution, den Salzburger Festspielen, wurde ich in den Vorstand der Freunde der Salzburger Festspiele gewählt.

Mir scheint, in der Salzburger Öffentlichkeit wird die Erzabtei St. Peter gleichzeitig als etwas Exotisches, außerhalb dieser Welt Stehendes gesehen und als etwas Bodenständiges, das über die Jahrhunderte erstaunlich beständig ist.

Das Leben im Kloster eröffnet eine Weite des Herzens – so die Worte des heiligen Benedikt. Korbinian Birnbacher, Erzbabt von St. Peter in Salzburg, lebt mit seinen Mitbrüdern nach diesem Ideal. Erstmals erzählt er von seinem persönlichen Werdegang und klopft die 1500 Jahre alte Regel auf ihre Bedeutung für die heutige Zeit ab. Er spricht von maßvollem Verhalten und dem Umgang mit menschlichen Schwächen, von Mut und Demut, von Flexibilität und Beständigkeit ...

Sein Fazit: Die berühmte Ordensregel ist ein hochaktueller Leitfaden für ein erfülltes Leben – weit über die Klostermauern hinaus.

ISBN 978-3-7022-4188-9



www.tyrolia-verlag.at